

Arbeitsgruppe 7: Die Präsenz Israels im christlichen Gottesdienst

ALEXANDER DEEG

In Offb 4 schaut der Seher, wie 24 Älteste dem die Ehre geben, der auf dem Thron sitzt, und ihn anbeten von Ewigkeit zu Ewigkeit. Warum sind es ausgerechnet 24 Älteste? Eine bereits altkirchliche und seither immer wieder einmal ins Spiel gebrachte Deutung sieht die Zahl 24 als Summe der zwölf Stammväter Israels und der zwölf Apostel Jesu – eine visionäre Deutung: Die Repräsentanten Israels und die Repräsentanten der Kirche feiern gemeinsam und verneigen sich gemeinsam vor dem einen Gott!

In den vergangenen Jahren wurden zahlreiche Reflexionen zur Präsenz Israels im christlichen Gottesdienst angestellt. Im Kontext der Vision aus Offb 4 scheint mir das Ziel dieser Reflexionen grundlegend darin zu liegen, die differenzierte Gemeinschaft von Christen und Juden in der Anbetung des einen Gottes als leitende Perspektive für die Gestaltung christlicher Gottesdienste zur Geltung zu bringen. Bisherige Wege und Aufgaben für die Weiterarbeit fasse ich in den folgenden drei Thesen zusammen.¹

1. Liturgische Prolegomena

Jeder christliche Gottesdienst ist ein Gottesdienst ›in Israels Gegenwart‹ – unabhängig davon, ob Juden anwesend sind oder nicht, Synagogen in der Nähe der feiernden Gemeinde existieren oder nicht, die Perikopen das Thema ›Israel‹ explizit vorgeben oder nicht. Israels Präsenz im christlichen Gottesdienst ist diesem als christlichem Gottesdienst immanent.

Durch die Lesungen und Gebete aus dem Ersten Testament, durch die hebräischen bzw. aramäischen Worte »Amen«, »Halleluja« oder »Maranatha« und grundlegend dadurch, dass christlicher Gottesdienst im Namen des Gottes Israels, der in Jesus, dem Juden, Mensch wurde, gefeiert wird, ist jeder christliche Gottesdienst ein Gottesdienst ›in Israels Gegenwart‹. Die christlich-jüdische Reflexionsperspektive gilt

¹ Vgl. zu weiterer Literatur *Alexander Deeg*, Liturgik und christlich-jüdischer Dialog. Ziele, Wege und Perspektiven, in: PrTh 39 (2004), 246–252.

daher keineswegs nur für einige wenige besondere Gottesdienste (Karfreitag, Israelsonntag ...), sondern muss, kann und darf die liturgische Reflexion an jedem Sonn- und Feiertag prägen. Die Wendung »muss, kann und darf« deutet darauf hin, dass es sich nicht um eine belastende Pflichtübung handelt, sondern um eine Entdeckungsperspektive, die das Potential hat, zu einer erneuerten liturgischen Sprache zu führen.

2. Forschungsüberblick

Versucht man, bisherige Wege des christlich-jüdischen liturgischen Dialogs vereinfacht zu klassifizieren, so bieten sich die Begriffe Fahndung, Spurensuche und Entdeckung an.

2.1 Eine erste Phase christlich-jüdischen Dialogs ist – auch in liturgischem Kontext – geprägt vom bußfertigen Gedenken der Schoa und bestimmt von dem Ziel, kirchliches Reden von Antijudaismus zu befreien. Weiteres Nachdenken erscheint hier in vielfältiger Hinsicht nötig, etwa im Blick auf die Zuordnung von alt- und neutestamentlichen Perikopen in den Ordnungen der Lesejahre oder im Blick auf die Liedtexte in den Gesangbüchern.

Bleibt christlich-jüdischer liturgischer Dialog zu einseitig auf dieser Ebene der ›Fahndung‹, so steht er in der Gefahr, ausschließlich als mahrend erhobener Zeigefinger wahrgenommen zu werden, der lediglich auf offene Wunden verweist, ohne gleichzeitig bereicherndes Potential aufzuzeigen.

2.2 In einer zweiten Phase wurde vor allem entdeckt, wie grundlegend der christliche Gottesdienst im jüdischen verwurzelt ist. Wird diese Perspektive zu einseitig beleuchtet, so droht christlich-jüdischer liturgischer Dialog zur bloßen ›Archäologie‹ mit fragwürdiger gegenwärtiger Relevanz zu werden.

2.3 In einer dritten Phase, die vielfältig gegenwärtige Überlegungen prägt, wird verstärkt versucht, aus der Wahrnehmung jüdischer Liturgie Anregungen für die christliche Liturgik zu gewinnen. Jüdische Leseordnungen werden in hermeneutischer Perspektive wahrgenommen, jüdische liturgische Ritualität neu bedacht, jüdische Gebetstexte als Sprachhilfen für christliches Beten rezipiert.

Wird diese Perspektive zu dominant, so droht jüdische Liturgie christlich vereinnahmt und funktionalisiert zu werden.

3. Aspekte zur liturgischen Praxis im christlich-jüdischen Dialog

Nach der Konkretion einer liturgischen Sprache im christlich-jüdischen Dialog zu fragen, bedeutet, Antijudaismen zu vermeiden und die

Chancen, die der Gottesdienst zur expliziten Israelerinnerung bietet, zu nutzen. Noch herausfordernder aber erscheint es mir, Erkenntnisse des christlich-jüdischen Dialogs implizit in die gottesdienstliche Sprache zu tragen und insgesamt so im Dialog mit dem Judentum beten und singen zu lernen, dass eine Sprache hörbar wird, »die ich bisher nicht kannte« (Ps 81,6b).

3.1 *Vermeidung von Antijudaismus*: Der christliche Gottesdienst ist kritisch darauf zu prüfen, ob und inwiefern er implizit oder explizit das Judentum verzeichnet, als überwundene, durch Jesus Christus überholte Religion darstellt oder Christliches auf Kosten des Jüdischen profiliert. Besonders spannend erscheint die Frage, wie sich die Christozentrik christlichen Gottesdienstes zu seiner Theozentrik verhält. Gebetsanreden und trinitarische (Psalmen-)Doxologien lassen sich auf diesem Hintergrund kritisch befragen.

3.2 *Explizite Israelerinnerung im christlichen Gottesdienst*: Der christliche Gottesdienst ist der Ort, um explizit an Israel zu erinnern, das nicht nur historischer Kontext der Lesungen aus der Hebräischen Bibel ist, sondern bleibendes Gegenüber der feiernden Gemeinde (vgl. besonders die liturgische Verwendung der Begriffe »Volk Gottes«, »Bund« oder »Zion«!). Wichtig ist es, dass diese Erinnerung gelingt, ohne der Gefahr pädagogisierender meta-liturgischer Anmerkungen zu erliegen.

3.3 *Implizite Aufnahme grundlegender Ergebnisse des christlich-jüdischen Dialogs*: Im christlichen Gottesdienst gilt es, mit der Gemeinde eine differenzierte und Israel-sensible Sprache einzuüben – etwa dort, wo von »Gesetz«, »Bund«, »Verheißung« oder »Erfüllung« die Rede ist.

3.4 *Beten und singen lernen im Dialog mit dem Judentum*: Christen können liturgisch lernen, wenn sie wahrnehmen, wie Juden Gottesdienst feiern. Die Grundstruktur der *Beracha* (Preisung), die Vielgestaltigkeit der Gebetsanreden, die Biblizität der Gebetssprache – all dies und vieles mehr kann zu erneuerter eigener Sprache verhelfen. Besonders reizvoll für den evangelischen Gottesdienst – als dem Gottesdienst der »Kirche des Wortes« – erschiene es mir z.B., die Inszenierung der Toralesung im jüdischen Gottesdienst im Blick auf die Frage wahrzunehmen, wie die Zentralität des Wortes auch im evangelischen Gottesdienst *sichtbare* Gestalt gewinnen könnte.

Viel Arbeit bleibt zu tun, aber sie steht unter einer gewaltigen Verheißung. Denn wo und wann es Gott gefällt, wird es gelingen, dass die Vision aus Offb 4 schon jetzt in unseren Gottesdiensten erfahrbar wird: Die christliche Gemeinde betet mit und neben der jüdischen den einen Gott an, »der da lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit«.